



Tiffany Jenkins

Keeping their Marbles – how the treasures of the past ended up in museums

... and why they should stay there

Oxford: Oxford University Press 2016
(Paperback 2018, 367 Seiten)

»Die Vergangenheit mit den Augen der Gegenwart zu beurteilen, ändert nicht, was geschehen ist. [...] Der beste Weg, das Leben der Menschen zu respektieren, die vor uns da waren, ist, die Geschichte ohne ein solches Vorhaben zu erforschen.« (289)

Werden wesentliche Fragen nicht gestellt oder vernachlässigt, bleibt eine Diskussion einseitig und oberflächlich. Das bereits 2016 erschienene Buch von Tiffany Jenkins hätte die Art und den Inhalt der Restitutionsdebatte in Deutschland beeinflussen können – ja müssen. Es scheint jedoch kaum bekannt zu sein, zumindest wird es in deutschsprachigen Publikationen zum Thema Restitution nicht erwähnt. Der Inhalt, die Argumentation und die Fragen sind daher im Folgenden zusammengefasst. (In Klammern sind nach zitierten oder zusammengefassten Stellen die jeweiligen Seitenzahlen aus dem Buch von Jenkins.)

Jenkins verfolgt mit dem Buch drei Ziele. Erstens: zu erzählen, wie die Museen entstanden und wie sie ihre Objekte erhielten. Zweitens: den Einflüssen nachzuspüren, die den Aufstieg und die heutige Dominanz einer Ideologie in der Repatriierungskontroverse ermöglichten. (7) Drittens: die Rolle des Museums neu zu formulieren und

neu zu bewerten, was wir von Objekten erwarten können. (10)

Jenkins Bedenken sind, dass »die negative Wolke, welche die Institution Museum derzeit umgibt, ebenso schädigend für deren tägliche Arbeit ist wie die Forderungen nach der Rückkehr alter Schätze. Diese Negativität lädt zu Repatriierungsforderungen ein und untergräbt die guten Gründe der Museen, Artefakte zu behalten.« (181) Einige Theoretiker hatten die Möglichkeit eines unparteiischen, ungebundenen Strebens nach Wissen in Frage gestellt und behauptet, dass Kultureinrichtungen für die herrschenden Eliten arbeiten würden: »So wurden Museen und andere Kultureinrichtungen zum Tummelplatz von politischem Aktivismus.« (181) Diese Theoretiker seien der Meinung, dass die Artefakte in einer Zeit westlicher Dominanz erworben wurden und mit der Repatriierung von Objekten die Fehler der Vergangenheit repariert werden könnten (5): »weil eine Kultur ihre eigene Kultur besitzt, weil die Artefakte in der Zeit des Imperialismus mit Gewalt erworben und aus ihrem Originalkontext gerissen wurden, in welchen sie – so wird gesagt – gehören. Die Rückgabe von Artefakten solle – so wird gesagt – als eine Art Therapie der Nachfahren die Wunden der Vergangenheit heilen.« (8) Aus diesen Glaubenssätzen ergeben sich für Jenkins die fol-

genden Fragen: »Warum erregt die Eigentumsfrage alter Artefakte heute so viel Leidenschaft? Kann eine Rückgabe dahingehend erfolgreich sein, dass dadurch historische Fehler korrigiert werden? Warum wenden wir uns an Museen und Objekte, um solche Ergebnisse zu stimulieren?« (8)

Eine Erklärung für die Invasion des Aktivismus in die Museen sieht sie darin, dass wir »in einer Zeit des sozialen und politischen Defätismus leben. Da ökonomische und soziale Lösungen gesellschaftlicher Probleme nicht länger Teil der politischen Agenda sind, haben nach gesellschaftlicher Veränderung strebende Aktivistengruppen den Kulturbereich besetzt. Durch diese sozialen Veränderungen sind Museen heute eine zentrale Arena kultureller und politischer Schlachten.« (8) In der Folge werde »Kultur als die Lösung vieler Probleme angesehen«. (9) Erleichtert wurde die schleichende Eroberung dadurch, dass »die großen Museen im neuen Jahrtausend darum kämpfen, ihren Platz als Institutionen zu finden. [Dies ist] ein wichtiger Faktor dafür, dass sie das Objekt von Begierden wurden und selbst defensiv agieren.« (9) Dazu passe, dass zur Zeit »die lautesten und wichtigsten Stimmen, welche die Rolle der Museen hinterfragen und für Repatriierung agitieren, Akademiker und Führungskräfte dieser Institutionen« seien: »Es gibt einen Druck zur Repatriierung aus dem Inneren der Institution, wie auch einen Sog von außen.« (10)

Zwei Sätze kennzeichnen die Grundhaltung von Jenkins:

- »Nie wird ein Dokument oder Argument aus der Vergangenheit gefunden werden, das kein Gegenargument zulässt.« (248)
- »Sollen wir nur eine Brille nutzen, durch welche wir die Vergangenheit betrachten und verstehen?« (230)

Daraus folgt eine skeptisch-nüchterne Perspektive, die sich deutlich von der moralisch-anklagenden Rechthaberei derjenigen Kulturwissenschaftler, Anthropologinnen, Kunsthistoriker, Globalhistoriker etc. absetzt, die sich in Deutschland in der Restitutionsdebatte seit 2017 im gemeinsamen Chor mit den meisten Feuilletonisten öffentlich positionierten. Jenkins schreibt: »Die Dinge waren damals anders. Es waren Aktionen und Taten erlaubt und genehmigt, die es heute nicht wären. Der Blick in die Vergangenheit ist eine privilegierte und erhöhte Position der Gegenwart, die oft von aktuellen Interessen verzerrt ist. Wir sollten uns vor einfachen, vorschnellen Überlegenheitsgefühlen bei der Betrachtung der Vergangenheit – Jahrhunderte später – durch die Brille heutiger Regeln und Gewohnheiten hüten. Der Versuch zu verstehen ist weitaus besser – und schwieriger – als zu

verdammten. Wir sollten die Vergangenheit mit den damals geltenden Regeln beurteilen, und nicht mit dem, was wir heute als richtig empfinden.« (122)

PART I

Jenkins benennt mehrere Beispiele von Restitutionsansprüchen (2 f.), z. B. die »Elgin Marbles«, marmorne Teile des Parthenon-Frieses der Akropolis (Griechenland), die Gelbgussarbeiten Benins (Nigeria), die Büste der Nofretete (Ägypten) und Gegenstände aus dem kaiserlichen Palast in Peking (China). Als Fälle vollzogener Transfers erwähnt sie z. B. ein Lakota-Geistertanzhemd ehemals in Glasgow (Schottland) und einen Totempfehl der Haisla in Stockholm (Schweden), beide Ende der 1990er-Jahre in die USA restituiert; weiterhin 30 hölzerne Grabpfosten, ehemals in Denver (USA), die 2014 an das Nationalmuseum Kenia (6, 195) transferiert wurden und präkolumbische Grabfunde aus Göteborg (Schweden), heute im Nationalmuseum in Lima (Peru) (6, 196 f.).

»Great Explorers and Curious Collectors« (15)

Es war u. a. der britische Philosoph Francis Bacon (1561–1626), der im 17. Jahrhundert argumentierte, dass Erkenntnis auf Beobachtung und Begründung beruhen solle, und damit eine wesentliche Grundlage empirischer Wissenschaft formulierte. Die Forschungsreisen des 18. Jahrhunderts sind eng mit Konzepten der Aufklärung verbunden. Jenkins führt die drei Reisen James Cooks (1728–1779) an. Getragen wurden diese auch durch die nicht-reisenden Wissenschaftler, die es sich zur Lebensaufgabe machten die einströmende Vielfalt der weltweiten Daten auszuwerten. Es wurden nicht nur Temperatur- und Höhenmessungen, Meeresströmungen etc. erfasst, sondern auch Exemplare von Pflanzen, Tieren, Mineralien sowie Artefakte gesammelt. Wenn Alltagsgegenstände, Waffen, Schmuck etc. erworben wurden, so seien – wie die Historikerin Jenny Newell schreibt – die Begegnungen nicht nur für die Europäer interessant gewesen: »Die Leidenschaft exotische Objekte zu erwerben war gegenseitig.« (29) Diese Daten und Objekte sammelnden Wissenschaftler schufen das empirisch-systematische Fundament, auf dem unsere heutige Welt entstand. Auch für die schriftlosen auf mündlicher Überlieferung basierenden Kulturen seien deren Publikationen heute eine

wesentliche Quelle ihrer Interpretation der Vergangenheit.

Mit dem Interesse der Naturwissenschaftler entstanden große Privatsammlungen und es etablierten sich Händler und Auktionshäuser. Die heutige Verteilung dieser Objekte auf die Museen zeige das damalige Interesse in vielen Ländern, und über die Sammlungsgeschichten lassen sich die Verbindungen zwischen den Beteiligten erschließen. Wegen der Veränderungen nach den Kontakten gelten die Stücke heute als wichtig und wertvoll. (35) Die meisten der täglich genutzten Objekte wurden anschließend nicht mehr hergestellt oder sie veränderten sich stark. So sprechen diese »zufällig gesammelten und heute in Museen gezeigten Objekte von einer Zeit vor dem Kontakt mit Europäern. Wenn wir diese Kulturen und ihr Leben verstehen wollen, dann ist deren materielle Kultur – Alltagsgegenstände, Ritualobjekte, Waffen und Schmuck – wichtiges Forschungsmaterial.« (35) Ergänzend zu den damaligen Reiseberichten können also die Objekte selbst etwas über das Leben dieser Zeit erzählen: »Deshalb wenden wir uns heute an Museen, um etwas über die Vergangenheit zu erfahren.« (36)

»The Birth of the Public Museum« (37)

Der Ursprung des Wortes Museum aus dem griechischen *mouseton* verweist auf eine verwandte Idee, aber erst seit dem 18. Jahrhundert entstand die Institution, die wir heute als Museum bezeichnen. Dies fiel in eine Epoche, die das intellektuelle, politische und soziale Leben im frühen modernen Europa grundlegend veränderte. »Über die Jahrhunderte verwandelten sich die Sammlungen von privaten, scheinbar eklektisch erscheinenden und verwirrenden Assemblagen zu taxonomisch geordneten und politisch nützlichen Ausstellungen für die Öffentlichkeit.« (37)

Mit Aristoteles (384–322) begannen im 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung das Studium der Natur und die Entwicklung empirischer Methodik. Durch einen seiner Schüler, Demetrios von Phaleron (350–280 v. u. Z.), entstand in Alexandria (Ägypten) die damals größte Bibliothek. Im römischen Reich setzte sich das Sammeln von Handschriften, Landkarten und Bildern in Gemäldegalerien (*pinacotheca*) fort. Auch im Mittelalter gab es Sammlungen von Aristokraten und Kirchenvertretern, doch waren diese für die Öffentlichkeit nicht zugänglich. Mit den Humanisten stieg das Interesse an griechischen, römischen und arabischen Schriften und führte in der Renaissance nicht nur zu entsprechenden Sammlungen,

sondern auch zur Suche nach bislang unbekanntem Werken und zu Ausgrabungen. Es kam zu einer Neubelebung der Idee des *musaeum* und zu einer Neubewertung der eigenen Gegenwart. Jenkins schreibt: »Ein neues Bewusstsein entwickelte sich, als die Gelehrten zu erkennen begannen, dass diese Vergangenheit sich von der Gegenwart unterschied.« (39)

Die räumliche Ausdehnung des Handels erweiterte die Lebenswelt der reisenden Kaufleute und aus Neugier legten Adelige, Kaufleute, Finanziers und wissenschaftlich Interessierte die unterschiedlichsten Sammlungen an. Diese standen zwar Besuchern offen, waren aber nicht im heutigen Sinne öffentlich. Das erste zugängliche Museum soll die Privatsammlung der Medicis in Florenz des 16. Jahrhunderts gewesen sein. Weitere bekannte Sammlungen besaßen damals z. B. Kaiser Rudolf II. (1552–1612) in Prag, der Jesuit und Astronom Athanasius Kircher (1602–1680) in Rom und der Arzt Ole Worm (1588–1654) in Schleswig. Diese Kabinette bildeten die individuellen Interessen und Möglichkeiten des jeweiligen Sammlers ab und zeigten die Vielfalt der Welt. Sie »waren der Versuch, die riesige Menge empirischen Materials zu verwalten und zu verstehen, die aus den Studien und der Verbreitung alter Texte sowie aus den Forschungsreisen resultierten.« (41)

In London legten seit Anfang des 17. Jahrhunderts der Hofgärtner John Tradescant (1570–1638) und später sein gleichnamiger Sohn (1608–1662) Sammlungen von Pflanzen, Tieren und Ethnographica an, die sie u. a. während ihrer Reisen durch Europa erworben hatten. Im Jahr 1656 erschien ein Katalog des *Musaeum Tradescantianum*, der erste seiner Art im Vereinigten Königreich, der sowohl die Sammlung als auch den Garten dokumentierte. (45) Diese Kombination entsprach der Ansicht von Francis Bacon: »a huge cabinet [is] as vital for the learned gentleman – together with a library and a garden.« (46) Von Bacon kam auch der Vorschlag, eine Sammlung in einer Galerie zu präsentieren. Im Ashmolean Museum in Oxford war eine weitere Idee der Aufklärung realisiert: Neben der Sammlung und der Bibliothek gab es ein Labor und eine Schule. All dies war Ausdruck der neuen Philosophie: »große Menge von Daten zu vergleichen und durch Experimente Hypothesen zu testen.« (46)

Der Arzt Hans Sloane (1660–1753), Nachfolger von Isaac Newton als Präsident der Royal Society, hatte etwa 71.000 naturwissenschaftliche und kulturelle Objekte gesammelt, darunter 23.000 Münzen, außerdem über 51.000 Bücher. Zu seinen Lebzeiten war die Sammlung in seinem Haus am Bloomsbury Place in London öffentlich

zugänglich gewesen. Mit dem Verkauf an das Vereinigte Königreich war die Auflage verbunden, dass die Sammlung bestehen bleiben und der weltweiten Öffentlichkeit zugänglich sein solle: »for the use of learned and studious men both native and foreign«. (48) Mit der Zustimmung zum Ankauf durch das britische Parlament wurde am 7. Juni 1753 offiziell das British Museum als Trust gegründet, eine von Regierung und Parlament unabhängige Organisation. Jeder solle eintreten und die Sammlungen betrachten können, aus Neugier, um Wissen zu erlangen oder um sich zu informieren. (55)

Nach 1789 mussten sich die Revolutionäre in Frankreich auch mit dem Problem auseinandersetzen, dass der abgesetzte König eine der größten Kunstsammlungen der Welt besessen hatte. Nach dem Sturm der Tuileries im Jahr 1792 gab es zwei Alternativen: »to save or destroy.« (59) Zwar wurde am 10. August 1793, dem Tag, an welchem das Ende der Monarchie und die Geburt der Republik gefeiert wurden, das Musée Français gegründet, doch in den drei Jahren zwischen 1792 und der Einsetzung eines Direktorats 1795 gab es extensiven, kaum kontrollierbaren Bildersturm. Mit dem Ancien Régime assoziierte Bauwerke wurden zerstört und Bilder verbrannt. In Schriften agitierten Radikale gegen den Erhalt und die Ausstellung dieser Kunstwerke. Erst wenn die Objekte vernichtet seien, wären auch die Werte und Ideen des Ancien Régime endgültig ausgelöscht. In diesem Zusammenhang wurde erstmals das Wort »Vandalismus« gebraucht. Doch es gab auch Widerstand gegen diese Haltung. Der damalige französische Innenminister Jean-Marie Roland de La Platière (1734–1793) schrieb: »Das Museum muss die größten Schätze der Nation zeigen. Frankreich muss seinen Ruhm über die Jahrhunderte und hin zu allen Völkern ausbreiten: Das Nationalmuseum wird das Wissen in all seiner mannigfaltigen Schönheit umarmen und von aller Welt bewundert werden.« (58) Die Idee öffentlicher Nationalmuseen wurde im revolutionären Frankreich quasi als Reaktion auf die Zerstörung von Objekten geboren. So gesellte sich zu der aufklärerischen Idee, dass Erziehung und Bildung durch Museen möglich sei, eine weitere: das Museum zur Förderung nationaler Identität.

Weitere Nationalmuseen entstanden in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts z. B. in Bogotá, Rio de Janeiro, Budapest, Prag, Kopenhagen. Weiterhin gab es in den schnell wachsenden britischen Städten ein Bewegen, die Museen für soziale und politische Zwecke nutzen wollte. James Silk Buckingham (1786–1855) schlug im

Jahr 1834 vor, Parks, Theater, Museen und Kunstgalerien zu etablieren: »The hope was that this would civilize the working classes, and limit their drinking.« (62)

»Antiquity Fever« (66)

Im 18. und 19. Jahrhundert stieg das Interesse vor allem britischer, französischer und deutscher Wissenschaftler an den Antiquitäten Italiens, Griechenlands und des Nahen Ostens. Seinem Vorbild Alexander dem Großen folgend, eroberte Napoleon im Jahr 1799 Ägypten. Dies war nicht nur eine militärische, sondern auch eine mediale und wissenschaftliche Kampagne; außerhalb Kairos entstand das Institut d'Égypte. »Es gab dort chemische und physikalische Laboratorien, eine Druckerpresse mit arabischen Lettern, Konferenzräume, eine Bibliothek und ein Museum: das erste ägyptologische Museum.« (71) In den folgenden Jahren gelangten aber auch etliche Artefakte in französische Museen und Privatsammlungen. Mit dem gemeinsamen Sieg britischer und ottomanischer über die napoleonischen Truppen 1801 partizipierten nun auch britische Museen und Sammlungen: »Europa interessierte sich damals in hohem Maß für Altägypten«. (73) Dies führte zur Gründung ägyptologischer Lehrstühle, der Entzifferung der ägyptischen Schrift und einer Serie von Ausgrabungen.

Bei der Überarbeitung der Verteidigungsanlagen in einem kleinen Dorf des Nil-Deltas fand ein französischer Offizier im Jahr 1799 einen in einer Mauer verbauten Stein mit Inschriften, der heute unter dem Namen Stein von Rosetta bekannt ist. Begleitende Wissenschaftler erkannten dessen Bedeutung und ein französischer General übernahm diesen. Die Existenz des Steines wurde öffentlich bekannt und so war auch er 1801 Teil der Friedensverhandlungen: Der französische General musste ihn an einen Briten übergeben. Heute befindet sich der Stein von Rosetta somit im British Museum.

Wesentlicher Fall einer Restitutionsforderung ist für Jenkins die Geschichte der »Elgin Marbles«. Seit 1787 war Thomas Bruce (1766–1841), der siebte Earl of Elgin, britischer Botschafter im Osmanischen Reich, das damals seit etwa 350 Jahren auch Griechenland umfasste. So konnte Elgin im Jahr 1801 mit Erlaubnis der Osmanen Teile des Parthenon-Frieses abbauen und von Athen nach London bringen lassen: »Elgin neither looted nor stole the sculptures.« (98) Bei deren Ankunft in London gab es nicht nur Begeisterung, sondern auch Gegenstimmen. So

schrrieb der Dichter Lord Byron, dass Elgin Athen ruiniert habe. Trotz der erregten Debatte erwarb das British Museum später die Marmorskulpturen und am 8. August 1826 wurden diese dorthin verbracht. (110) Mit der Anerkennung Griechenlands als selbstständiger Staat im Jahr 1832 wurde Otto zum König ernannt, der aus Bayern stammende Sohn Ludwigs des Ersten. Wenige Jahre später begannen die Forderungen nach Rückgabe der Skulpturen, doch diese blieben in London. »In England stimulierten sie zwar nicht zu großer Kunst, aber sie veränderten unser Verständnis der alten Kunst der Griechen.« (111)

Jenkins kommt zu dem Ergebnis: »Eindringende oder wandernde Europäer stimulierten die Wertschätzung für vergangene Kulturen sowohl innerhalb des jeweiligen Landes wie im Ausland. In der Folge füllten sich die Museen in Europa mit diesen Artefakten. [...] Aus heutiger Sicht ist es keine Frage, dass die Militärinterventionen damals fragwürdig wenn nicht grundfalsch waren. [...] Viele gingen davon aus, dass es ‚ihre‘ Artefakte seien und nahmen sie mit nach Europa oder Amerika, wo Antiquitäten oft genutzt wurden, um politische Projekte voran zu bringen oder Führer zu legitimieren. Diese Handlungen erscheinen uns heute mindestens zweifelhaft.« (121) Zu bedenken sei aber auch, dass wir wegen der Ausgräber und Eindringlinge heute etwas über diese alten Kulturen wissen. (122)

Die Monumente und Skulpturen wurden aus ihrem Originalkontext entfernt und können dadurch öffentlich in Ausstellungen bewundert werden. Allen gemeinsam ist: »They were not made for museums.« (122) Sammeln bedeutet notwendigerweise, dass Artefakte oder Teile davon zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort vom einen Ende der Welt entnommen, in eine eigene Sphäre verbracht und dort erhalten werden. »Diese Separierung entfernt Objekte aus ihrem Originalgebrauch, um sie dann in einen weiteren, reicheren Beziehungsrahmen zu verbringen: Das ist die Besonderheit von Museen.« (123)

»Cases of Loot« (124)

»Das Verbringen von Artefakten nach Rom spielte eine wesentliche Rolle bei der Zurschaustellung militärisch-politischer Triumphe. Die Schätze wurden im Forum Romanum öffentlich gezeigt.« (125) Plündern war Teil der römischen Kriegsführung, und schon damals gab es Kritiker dieser Praxis. Erhalten ist die Rede von Marcus Tullius Cicero (106–43 v. u. Z.) zu den Plünderungen des Gaius Verres (114–43 v. u. Z.).

Neueren Datums sind die Kunstraubzüge Napoleons. Im Jahr 1794 wurde die Plünderung von Gemälden aus belgischen Museen damit gerechtfertigt, dass »die Meisterwerke am Sitz der Freiheit residieren« sollten. Zweitens sei »Paris die Hauptstadt von Kunst und Kultur« und drittens wurden frühere Beispiele zitiert, »als Plündern die Belohnung für den Sieg war.« (129) Nach damaligem Verständnis galt: »This was not looting, it was legal seizure.« (129) So unterzeichnete Napoleon Verträge mit den Besiegten, in welchen die Übergabe von Kunstwerken geregelt war. Dies wurde als Reparationszahlung für die Kriegskosten betrachtet. Auch hier gab es in Frankreich Proteste von Intellektuellen, die nach dem Italienfeldzug in einem Brief an das Direktorium des Musée Napoléon gegen die Mitnahme von Antiquitäten protestierten. (133) Als sich das Kriegsglück gedreht hatte, beschuldigte der Museumsdirektor Dominique-Vivant Denon (1747–1825) den Briten William Hamilton (1730–1803), dass er das »damals so genannte Musée Napoléon zerstören wolle, damit das British Museum die beste Sammlung in Europa hätte.« (136)

Im Jahr 1860 kam es im zweiten Opium-Krieg zur Plünderung des Yuanmingyuan, des Alten Sommerparks, in Peking. Teile der Beute wurden noch vor Ort verkauft und das Geld wurde unter die Soldaten verteilt. Da französische Militärs die Briten unterstützt hatten, gelangten etliche Stücke nach Frankreich, und ein anderer Teil wurde nach England transportiert. »Viele Objekte wurden Queen Victoria gesandt, wo sie ihren Platz neben anderer Beute aus Siegen des britischen Militärs fanden.« (146)

»Die Geschichte zeigt, dass Plünderungen in Kriegen über viele Jahrhunderte verbreitet waren, aber es hat sich vieles verändert.« (126) In den Haager Konventionen von 1899 und 1907 wurden Statements formuliert, um Kulturgut im Kriegsfall zu schützen. Trotzdem kam es, z. B. im Zweiten Weltkrieg, zu massiven Verstößen gegen diese Regeln: »Nazi-Deutschland und Sowjetrußland beraubten Museen in besetzten Gebieten.« (152) Bis zum Jahr 2014 war die Haager Konvention von 126 Staaten ratifiziert worden, »including in 2009 the USA, but not Andorra, Irland, Philippines, or the United Kingdom.« (152)

PART II

In Teilen der akademischen und der populärwissenschaftlichen Literatur werden die Museen seit einigen Jahren stark kritisiert. Auch die meisten Feuilletonisten fokussieren sich auf Kriegsbeute und Raubkunst. Jenkins

schreibt: »Es ist faszinierend, dass Museen, nicht nur in Bezug auf historische Sammlungspraktiken, sondern auch auf ihre heutige Rolle eine derartige Feindschaft stimulieren. Ich glaube, dass oft vergangene und heutige Praktiken ohne angemessenes Verständnis der signifikanten Veränderungen vermischt werden.« (159) Es sei daher »Zeit sich zu fragen, warum wir heute so viele kritische Statements zum Thema Plündern und Museen hören. Was wird gesagt? Warum? Von wem? Welches sind heute die verborgenen Dynamiken für Repatriierung?« (Jenkins 2018: 160)

»Museum Wars« (163)

»In Opposition zur Aufklärung entwickelte sich Ende des 18. Jahrhunderts eine einflussreiche Bewegung, die den Rationalismus und die Autonomie des Individuums in Frage stellte: die Romantik.« (165) Die Denker der Aufklärung einte die Ablehnung von Vorurteilen und Aberglauben sowie die Annahme, dass Fortschritt durch rationale Argumentation möglich sei. Dagegen sahen die Romantiker die Gefahr der Vernachlässigung menschlicher Empfindungen. »Der romantische Ansatz [...] betrachtete Fortschritt als gefährliche Verdunkelung spiritueller Formen des Wissens und der Kultur.« (167)

Im 20. Jahrhundert wurde das rationale, aufklärerische Denken durch eine Behauptung Max Horkheimers (1895–1973) und Theodor Adornos (1903–1969) signifikant herausgefordert: Rationalismus habe eine Schlüsselrolle bei den Ereignissen gespielt, die zur Entstehung von Konzentrationslagern führten. Seitdem finde sich im Denken der Linken eine Skepsis gegenüber dem Rationalen. (167) Als in den 1950er- und 1960er-Jahren der Glaube an das progressive Potential des Klassenkampfes zu bröckeln begann, entdeckten linke Bewegungen als neue Themen die revolutionären Befreiungsbewegungen Lateinamerikas und Afrikas, den Feminismus und die gesellschaftliche Rolle von Kultur, »um einen gesellschaftlichen Wandel herbeizuführen.« (168) Sie hinterfragten die bisher üblichen »Arten des Denkens: das Vertrauen in Rationalität, Wahrheit und Fortschritt. So entstand die Grundlage für die intellektuellen Trends des Postmodernismus, Postkolonialismus und der cultural studies.« (168)

Postmodernismus ist ein Ansatz, welcher die Möglichkeit der Erkenntnis bezweifelt und danach fragt, ob Wahrheit möglich ist. Jenkins zitiert den Literaturtheoretiker Terry Eagleton: »Postmodernism is sceptical of truth, unity and progress, opposes what it sees as elitism in culture,

tends towards cultural relativism, and celebrates pluralism, discontinuity and heterogeneity.« (168) Zunächst waren die Museen von diesen Ideen nicht tangiert. Dies änderte sich mit dem Ansatz der »New Museology«, dem Versuch, Museen eine neue Funktion zu verschreiben. In der Folge rückten diese in den Fokus ideologischer Kämpfe, die auf drei Behauptungen basieren: »Erstens: Museen erfüllen Interessen der Mächtigen; zweitens: das Narrativ oder der intellektuelle Rahmen der Museen präsentiert sich als Wahrheit, ist aber weder eine Wahrheit noch die Wahrheit, sondern eine subjektive, von Natur aus voreingenommene Meinung; drittens: Museen und ihre Narrative können Menschen schädlich beeinflussen.« (169)

Ausgehend von seinen Forschungen der 1960er-Jahre, hatte der französische Soziologe Pierre Bourdieu (1930–2002) behauptet, dass Museen den Interessen der Elite dienen. Der Kunsthistoriker John Berger (1926–2017) verwies in seinem 1972 erschienenen Buch »Ways of Seeing« auf die »versteckten Ideologien in Kunstwerken und Galerien.« (170) Die wahre soziale Rolle von Museen und Galerien würde hinter einem Diskurs über Wahrheit, Schönheit und l'art pour l'art versteckt. (171) Diese Behauptungen von Bourdieu und Berger avancierten zur Standardanalyse von Museen: »In akademischen Zirkeln und Museumsstudien etablierte sich als konventionelle Weisheit, dass Museen entstanden, um die soziale Position der Mächtigen zu verstärken, und sie dies bis heute tun.« (172)

In einem weiteren Schritt wurden Museen mit der Zeit des Kolonialismus und westlicher Dominanz verbunden. So ist die Archäologin Sonya Atalay der Meinung, dass Museen, Sammeln, Anthropologie und Archäologie vor allem eins seien: »strongly colonial in nature.« (173) Noch drastischer formuliert es die Museologin Moira Simpson: »viele indigene Völker verbinden mit den westlichen Museen Kolonialismus, kulturelle Unterdrückung, Verlust von Kulturerbe und Tod.« (173) Somit reiche die koloniale Verbundenheit als Grund für eine Repatriierung, ein unrechtmäßiger Erwerb müsse gar nicht nachgewiesen werden. Dem folgend ist die Juristin Catherine Bell der Meinung, dass die »Verweigerung von während der Kolonialzeit erworbenen Objekten eine Fortsetzung kolonialer Unterdrückung« sei. (173) Museen werden bei der Museologin Janet Marstine zu »colonising spaces« mit »evolutionären Hierarchien von Rasse, Ethnizität und Geschlecht, die eine verschlüsselte Agenda enthalten, welche weiße (männliche) Bürger mit imperialer Macht (the self) gegen eroberte Völker (the other) stellt.« (174)

Der Historiker James Clifford meint, dass Museen ihre Sammlungen »dezentrieren« sollten, um mehr »diverse Kunst, Kulturen und Traditionen« einzubeziehen. Dies hätten, so Jenkins, die Museen schon lange getan. »Was Clifford zu meinen scheint, ist, dass die Kuratoren aufhören sollten, die Sammlungen zu kuratieren und, dass sie diese Aufgabe besser den jeweiligen Kulturen überlassen sollten, die – in einem intellektuellen und moralischen Sinne – rechtmäßige Eigentümer der Objekte seien.« (175) Die Museen sollten nach Cliffords Meinung als Kontaktzone agieren und Beziehungen mit »Communities« pflegen. (175)

Da im Museum die Besucher angeblich von den Mächtigen dominiert und geschädigt würden, wollen die Kritiker dieses von Grund auf verändern. Tony Bennett, ein Museumstheoretiker, war so weit gegangen, Museen als Gefängnisse zu beschreiben. (177) Darauf erwiderte James Cuno, Kunsthistoriker und Präsident des J. Paul Getty Trust: »Ist dies Ihre Erfahrung in einem Museum? [...] Fühlen Sie sich manipuliert durch eine höhere Gewalt, den herrschenden Eliten ihrer Stadt oder gar des Staates?« (177) Untersuchungen zeigen, dass Museen vor allem von Vertretern der Mittel- und Oberklasse besucht werden. (176) Was auch immer »die bewussten oder unbewussten Ambitionen von Museumsmitarbeitern sein mögen, so haben doch die Besucher ihre eigene Meinung: Sie hinterfragen und interpretieren Ausstellungen und Darstellungen.« (177) Jenkins meint daher, es könne nicht davon ausgegangen werden, dass die Ausstellungsnarrative, mit denen die Objekte präsentiert werden, einfach übernommen würden. Vielmehr (ver-)forme der Besucher die Pläne und Absichten der Kuratoren mit seiner Wahrnehmung und seinen Kenntnissen. Dies führe auch zu Neu- und Fehlinterpretationen. Nichts sei endgültig, abgeschlossen oder final. Die Objekte seien in Beziehung mit anderen Quellen zu interpretieren und mit unseren Gedanken und Fragen verbunden. »That is why museums will continue to be relevant for generations to come.« (179)

Es sei »keine Frage, dass viele Menschen Trost und Ruhe in Museen erfahren, dass sie alle Arten von Gefühlen erleben, wenn sie die Objekte betrachten. [...] Abhängig von unserer Stimmung, haben wir verschiedene Erfahrungen. [...] Begegnungen mit Artefakten erheben uns über den Alltag, sie helfen uns zu vergessen. [...] Die Wirkung eines Artefaktes ist nicht vorhersehbar und messbar; und dies bedeutet, dass es schwierig ist, es politisch zu missbrauchen, selbst wenn es gewollt wäre.« (184) »Wenn die Menschen eine Institution besuchen [...] bringt jeder seine eigenen Gedanken, sein Verständnis und seine Vorstellungen mit.

Besucher sind keine leeren Behälter, die darauf warten mit vorgefertigten Gedanken und Ideen gefüllt zu werden.« (231)

Wegen dieser Fehlinterpretation sei das Museum »zu einem Ort des politischen Aktivismus geworden, einem Platz an welchem Probleme der Gesellschaft behandelt werden.« (182) So hat die Museumsvereinigung des Vereinigten Königreiches in einem Dokument zur Zukunft der Museen (»Museums Change Lives«) ausgeführt, dass diese »zur Stärkung von Gemeinschaften beitragen [und] eine faire und gerechte Gesellschaft schaffen« könnten sowie die »geistige und physische Gesundheit verbessern, die Arbeitsfähigkeit steigern und marginalisierten Teilen der Gesellschaft helfen sich als Staatsbürger« zu integrieren. (183) Der Literaturtheoretiker Terry Eagleton komme hingegen zu dem Ergebnis, dass der »Versuch, Kultur zur Lösung fundamentaler Widersprüche zu nutzen, unausweichlich fehlschlagen wird.« (184)

(Der Autor erinnert in diesem Zusammenhang an den o. g. Optimismus von J. S. Buckingham im Jahr 1834, der die englische »working class« mit Museen, Theatern etc. vom Trinken abhalten wollte. Der Erfolg war bis vor kurzem jedes Wochenende nach dem Besuch englischer Fussballstadien zu bewundern. Erst ein chinesisch-stämmiges (?) Virus veränderte 2020 – für kurze Zeit – diese englische Tradition.)

Der Historiker Steven Conn kommt zu dem Ergebnis: »Die Vertreter der Museum Studies fordern von den Museen politische Buße und Wiedergutmachung für die Sünden des Kolonialismus und des Kapitalismus [...]. Manchen erscheint dies zu links, anderen nicht links genug; die Fakten realer Politik bleiben dadurch jedoch unverändert.« (185) Jenkins schließt daraus, dass die Aktivisten in ihrer Fokussierung auf Kultur »in einer Sackgasse verschwunden [sind], wo Kämpfe hauptsächlich über Sprache, Bilder und Repräsentation stattfinden.« (185) Das habe zu einer wichtigen Veränderung in der Wahrnehmung geführt:

»Das Museum erlebte eine Bedeutungsverschiebung vom Kulturtempel zum Debattenforum.« (190) Dadurch seien »Kulturinstitutionen mit der Verantwortung [belastet], Lebensbedingungen zu verbessern, wobei sie kaum Möglichkeiten haben, dies in der nötigen Weise zu tun.« (185) Diese Veränderung habe Jurist Stephen Weil so beschrieben: »from being about something to being for somebody.« (185) Diese geänderte Idee bezüglich der gesellschaftlichen Rolle von Museen sei »einer der Gründe, warum die Institution sich heute auf weniger festem Boden befindet. Ihr historisch-konzeptionelles Fundament ist destabilisiert.« (186) Museen seien umkämpft und als Konsequenz davon defensiv geworden. (193)

Die in diesem Zusammenhang gestellten Fragen ähneln denjenigen der Restitutionsdebatte: »Wem gehört Kultur? Wer entscheidet, was in Ausstellungen gezeigt wird? Welche gesellschaftliche Rolle haben kulturelle Institutionen?« (191) Indem das Museum zu einem Ort derartiger Kontroversen wurde, eskalierten auch die Forderungen nach Repatriierung. Diese würden »von den Museen verstärkt und sogar angeregt« (186): »Some of the loudest voices calling for changes in museums and their role have been museums professionals.« (194) Es wird bislang übersehen, dass einige der prominentesten Fürsprecher von Restitutionsen aus der Museumswelt selbst kommen.

»Who owns Culture?« (202)

In Griechenland lebende Bildhauer schufen den Parthenon-Fries um 350 v. u. Z. Nach London kam ein Teil desselben im 19. Jahrhundert (als sich niemand dafür interessierte) aus einem Gebiet, das damals vom Ottomanschen Reich beherrscht wurde, welches die Mitnahme genehmigte. Athen war damals »eine Sklaven haltende Gesellschaft und diese Sklaven halfen beim Bau des Parthenon.« (213) Vor diesem historischen Hintergrund stellt sich die Frage: »Wem gehören diese Objekte? Wohin gehören sie?« (207)

Die Idee einer kausalen Beziehung zwischen den Artefakten alter Zivilisationen und den heute im jeweiligen Staatsgebiet lebenden Menschen sowie »der exklusiven Beziehung einer bestimmten Nationalidentität und identitätsstärkender Objekte, beschränkt sich nicht auf Aktivisten oder Regierungen, sie wird auch von Akademikern und im internationalen Recht vorgetragen.« (210) Sie argumentieren, dass »diese Identität besonders und exklusiv sei, dass der Besitz von Artefakten die Identität stärkt, und diese zurückgegeben werden sollten, weil dieses Volk eine Beziehung zu seinen Objekten hat, die kein anderes haben« könne. (207 f.) Jenkins wendet ein, dass »niemand heute alte Kultur in einer Weise erfahren [kann] wie die Menschen, die sie schufen. Mit deren Tod verschwand der originale Blick auf die Artefakte.« (217) Außerdem seien »keine Kultur und kein Volk jemals durch die Geschichte hindurch konstant gleich« gewesen. Wer eine »antike Vergangenheit und eine Nation der Gegenwart miteinander verbindet«, ignoriert ihr zufolge »Jahrhunderte von Invasionen, wechselnden Grenzen und der Vermischung von Völkern.« (213)

Jenkins zitiert den Philosophen Kwame Anthony Appiah, der sich mit dem Kulturerbekonzept befasst hat, das typischerweise in Restitutionsdebatten genutzt wird:

»Was heißt es genau, dass etwas zu einer Gruppe, einem Volk gehört? Das meiste Kulturerbe Nigerias entstand bevor der moderne Staat Nigeria existierte. Wir wissen nicht, ob die Nok-Terrakotten (800 v. u. Z. bis 200 n. u. Z.) von Königen oder gewöhnlichen Menschen beauftragt wurden. Wir wissen nicht, ob die Menschen, die sie machten und diejenigen die dafür bezahlten, dachten, dass sie dem Königreich, einem Menschen, einer Lineage oder den Göttern gehörten. Eines wissen wir jedoch sicher; sie stellten diese nicht für Nigeria her.« (215) Appiah kommt zu dem Ergebnis: »Nigeria's material culture no more 'belongs' to the people of present-day Nigeria than to anyone else.« Was jedoch nicht bedeute, dass »eine Gruppe oder ein Volk nicht eine besondere Bindung zu kulturellen Artefakten ihrer Region haben kann.« (216) Sein Anliegen sei es »den einseitigen Charakter der Argumente zu zeigen, die – speziell von Politikern und Aktivisten – verwendet werden, um den eigenen Eigentumsanspruch zu unterstützen.« (216) Das Problem, z. B. von Mali, sei nicht, dass Mali zu wenig Kunst aus Mali habe, sondern dass Mali nicht genug Geld hat. (183)

Aktivisten unterstellen identitätsstärkende Eigenschaften kultureller Artefakte, diese enthielten die nationale Identität von Gruppen. Jenkins ist skeptisch und meint, dass die »Artefakte zwar bestimmte Ideen enthalten und ausdrücken können«, es aber unwahrscheinlich sei, dass sie speichern könnten, »wer wir sind«. Dies sei besonders dann der Fall, »wenn die zu stärkende Identität schon fragil ist oder sich aufgelöst hat. Der Blick in die Vergangenheit, um heutige Identitätszweifel zu lösen, verleitet nur dazu, heutige Unsicherheiten in die Vergangenheit zu projizieren.« (216) Ein weiterer Aspekt der Idee, dass Dinge Identität speichern könnten, sei, dass »du nur ‚deine‘ Kultur mögen und verstehen kannst oder solltest, und das andere Kulturen nicht für dich sind.« (216) Daraus ergibt sich für Jenkins die Frage, wer diese Ansprüche an Objekte formuliert und wem sie heute nutzen. Artefakte »sind manchmal Schachfiguren in politischen Agenden, die entweder aus inländischen Gründen oder für diplomatische auswärtige Zwecke gespielt werden.« (219) »The work of the museum is characterized as being in the service of ‚cultural diplomacy‘« (227)

Der von Jenkins zitierte James Cuno geht davon aus, dass Kultur dynamisch sei und sich stets verändere. »Nationale Regierungen ignorieren dies [...] und setzen Primat vor Reinheit: alte Herkunft und ungebrochene Identität. Aber das ist nur Politik.« Warnend verweist er darauf, dass sich »in der Vergangenheit nationalistische Gefühle und rassistische Gedanken in Ideologien verhärteten, die in Angst vor und Hass gegen die Anderen wurzelten.« (224)

Wer heute eine Rückgabeforderung stellt, kann sich der Aufmerksamkeit der Medien sicher sein. Damit ist nicht nur der Erfolg eines Anspruches, sondern auch der Akt des Forderns wichtig, denn dies sei »auch eine Möglichkeit die Bedeutung der heutigen Türkei, Griechenlands und Chinas zu zeigen.« (223) Jenkins geht davon aus, dass wir »die Lösung für heutige Konflikte nicht in den Museen finden« werden. (233) Das Starren auf historische Objekte verhindere den angemessenen Umgang in aktuellen Konflikten: »It obscures the current reasons behind clashes of interest and ideology.« (233)

Die Erwartungen an Museen und historische Objekte seien zu groß und wohl nicht zu erfüllen. So könnten die »Elgin Marbles« zwar »nach Athen in ein Museum gebracht werden, das einen entsprechenden Platz für sie hat« (243), aber sie könnten nie wieder in der Zeit zurückreisen, »an ihren Originalplatz im Parthenon auf der Akropolis.« Auch sieht »keine der Figuren heute noch so aus, wie sie einst erschaffen wurden; sie waren farbig bemalt und vergoldet, mit Metallgürteln auf den Figuren und Zaumzeug an den Pferden – also nicht blank und weiß, wie sie heute sind.« (241)

»The Rise of Identity Museums« (251)

Eine Folge der Idee, dass historische Objekte gleichsam genetische Erinnerungen speicherten bzw. die kulturelle Identität eines Volkes enthielten, ist die Annahme, dass nur die jeweiligen Indigenen deren Geschichte erzählen könnten und sollten: »Nur, Native Americans‘ können die Geschichte von ‚Native Americans‘ erzählen, die Maori die der Maori und die Gruppen australischer Aborigines ebenso.« (264) Damit werden die Fragen wichtig: »Wer ist indigen? Wer entscheidet dies? Und auf welcher Basis?« (264) Kritisiert wurde an diesem Entwurf, dass es ein panindianischer Ansatz sei, der alle Indianer in einen Topf werfe, obwohl es heute mehr als 600 registrierte Stämme gebe. Jenkins stellt darauf die Fragen: »Wie viele und welche Stammesmitglieder werden benötigt, um den traditionellen Weg als gültig zu autorisieren? Was ist mit denen, die nicht zustimmen? Und was ist mit denjenigen, die dies als interne Opposition nicht wollen?« (264)

Bei verständlichen Motiven seien diese neuen Identitätsmuseen auf mehreren Ebenen beunruhigend. »Zunächst ist da der Vorschlag, dass Geschichte und Artefakte nur von jemand mit einer bestimmten genetischen Herkunft oder Religion richtig erforscht und verstanden werden können.« (265) Die Idee, dass »Wissen und Wahrheit auf Blut und Glauben

gründet, lässt Denkweisen über Menschengruppen wiederaufstehen, die Alarmglocken bei denen auslösen müssten, die Museen als eine Möglichkeit betrachten, um Rassismus zu bekämpfen.« (265) Ein derartiger Ansatz schaffe Barrieren zwischen Menschen und Artefakten: »It advances the idea of impenetrable differences between fixed identities.« (265) Die Entwicklung von Wissen könne nicht gelingen, wenn das Recht, Geschichte zu rekonstruieren und zu erzählen auf der Basis ethnischer Zugehörigkeit zugewiesen würde. Das Streben nach Wahrheit und das Verständnis der Vergangenheit müsse für jeden offen sein, unabhängig von seiner Klasse, seiner Ethnie oder seinem Geschlecht: »So können Fragen erkundet und alte Formen von Autorität herausgefordert werden.« (265)

Einige Kuratoren argumentieren, dass die Konsultation indigener Gruppen uns mehr über die historischen Objekte erzählen könne. Natürlich können Indigene viel neues hinsichtlich der Herstellung, Verwendung und der Bedeutung vermitteln, wenn die traditionellen Zusammenhänge noch Teil ihres Alltages sind. »Es wäre seltsam, nicht mit ihnen zu diskutieren. Aber es ist ein Unterschied, die finale Autorität an Personen auf der Basis ihrer kulturellen Wurzeln zu delegieren.« (265) Jenkins verweist darauf, dass der freie Zugang von Wissenschaftlern und der Öffentlichkeit eingeschränkt sei. Geheime Zirkel entscheiden, wie die Objekte zu präsentieren sind und ob sie gezeigt werden dürfen. Heilige und zeremonielle Stücke sind dann nur noch bestimmten Personen zugänglich – meist Männern. Die Kunsthistorikerin Ruth Phillips bezeichnet dies als Zensur, denn die klassischen Methoden von Forschung werden ausgehebelt: »sie untergraben die Idee des universalen Zugangs zu Wissen.« (266) Jenkins schreibt: Das Entfernen von Objekten aus Ausstellungen und der restriktive Zugang für Wissenschaftler sei heute allgemeine Praxis. »Infolgedessen gibt es weniger zu sehen, weniger, worüber man etwas erfahren, und weniger, wovon man lernen kann.« (266)

Beispielhaft erwähnt sie ihren Besuch des National Museum of the American Indian (NMAI) in Washington, D.C. In den Ausstellungen gebe es viele generelle Statements über Native Americans, aber »zu den ausgestellten Objekten fanden sich nur minimale Informationen.« (268) Über die Menschen, welche diese hergestellt und verwendet haben, sei ebenso wenig zu erfahren gewesen wie über die Stücke selbst. Die Kritik, dass die Ausstellungen banal und verklärend seien, sei vielfach geäußert worden. Ed Rothstein, Kunstkritiker der New York Times, schrieb: »In einem romantischen Nebel porträtiert das Museum eine un-

mögliche, friedliebende, harmonische, homogene und idyllische Welt vor Ankunft der Weißen – eine Vision mit deutlich weniger Details und Verständnis als sie das alte naturhistorische Museum einst verfügbar machte.« (268)

Über die Mitarbeiter des NMAI sagte der Anthropologe Robert McCormick Adams (1926–2018), »dass er das alte Bild des Museums als Tempel mit seiner abgehobenen, sich selbst genügenden Priesterschaft abgelehnt« habe. Aber hier entstünde eine neue Priesterschaft nach ethnischen Auswahlkriterien. Es würden nur alte gegen neue Vorurteile und historische gegen moderne Mythen getauscht. »That is not a step forward for anybody.« (272 f.)

»Atonement Making Amends for Past Wrongs« (274)

Es wird, so Jenkins, angenommen, dass die Repatriierung von Objekten an den Ort ihrer Herkunft die eroberten Völker für die Verbrechen der Kolonialisierung entschädigen könne. So seien z. B. der Historiker Elazar Barkan und der Politikwissenschaftler Richard Vernon der Meinung, dass materielle Kultur geeignet sei, um historische Ungerechtigkeit neu zu verhandeln. Die Rückgabe eines Objektes sei Teil eines Prozesses der Anerkennung und der öffentlichen Klärung der Vergangenheit, wodurch sich die beidseitigen Beziehungen verbessern würden. Da sei zum einen der Wert des Objektes für seinen ursprünglichen Besitzer. Zum anderen beende der Akt der Rückgabe die Dominanz einer Seite über die andere. Die Rückgabe könne also dabei helfen, die Vergangenheit zu reparieren. (274) Der Kommentar von Jenkins ist kurz und knapp: »But can it—or should it?« (275)

Die Idee sei nicht neu, sie habe seit den 1980er-Jahren Zulauf. (275) Trotz der aktuellen Popularität sei das Konzept der Restitution jedoch kaum analysiert und nicht das Ziel empirischer Forschung. Dadurch blieben viele Fragen unbeantwortet: »Was bedeutet das Artefakt und warum tauchte es in einem bestimmten historischen Moment auf? Welche Kräfte und Interessen sind heute am Werk? Warum findet dieser Prozess gerade jetzt statt? Welche Belege gibt es für die Forderungen? Und vor allem: Ist die Rückkehr von Artefakten wirklich ein geeignetes Mittel, um historische Ungerechtigkeiten zu verhandeln?« (276)

Barkan habe festgestellt, dass »regierende Politiker vermehrt ihre Aufmerksamkeit darauf richten, welche Fehler durch ihren Staat in der Vergangenheit begangen wurden«. (279) Er folgert daraus, dass sich die heutigen Eliten von Restitu-

tionen »moralische Glaubwürdigkeit erhoffen, indem sie einen Kontrast zu den anrühigen Taten ihrer Vorgänger herstellen.« (283) Die politische Philosophin Jean Bethke Elshtain (1941–2013) nannte derartige Verbeugungen politischer Führer und Institutionen »contrition chic (Reue-Chic), einen Schnäppchenkeller-Weg, um Öffentlichkeit, Sympathie und sogar Absolution zu gewinnen, die sich dann auf ganze Nationen ausdehnt.« (283) Jenkins gibt zu bedenken, dass »Reparationen und Entschuldigungen auch dazu genutzt werden können, um heute Notwendiges nicht zu tun.« (283) Sogar wenn wir davon ausgehen, dass heutige politische Eliten von ihrer Restitutionsrhetorik profitieren, wäre damit nicht zwingend verbunden, dass auch die Opfer etwas gewinnen. Es würde davon ausgegangen, dass sich »Repatriierung, Restitutionen und Reparationszahlungen positiv für die Opfer historischer Fehler auswirken. Es wird angenommen, dass die Menschen in den Ländern, wohin die Objekte restituiert oder wohin Reparationen gezahlt werden, davon profitieren. Aber diese Annahme verdient auch eine Überprüfung.« (282)

Die heutigen Briten und ihre Institutionen – so wird gesagt – seien für das Leid der vom British Empire eroberten und unterworfenen Völker verantwortlich, und sie sollten daher eine Bereitschaft zur Kollektivschuld für die Sünden des Imperialismus entwickeln. Für Jenkins ist dies ein unangenehm-beunruhigendes »Echo früherer rassistischer Diskurse, welche die Vorstellung eines biologischen Erbes moralischer Eigenschaften propagierten und die Verantwortung von Populationen und Gruppen für die Taten ihrer Vorfahren« postulierten. Außerdem wendet sie ein, dass so die »überaus wichtige Beziehung zwischen Taten und Verantwortung erodiert, indem Menschen ermutigt werden die Vergangenheit für heutige Schwierigkeiten haftbar zu machen, statt sich den Problemen der Gegenwart und der Zukunft zu stellen.« (285 f.) Die Aktivisten würden sich auf »Restitution und die Anerkennung von Schaden fokussieren anstatt das Leben zu gestalten, das sie gern führen würden.« (282) Es sei aber wichtiger, die »Aufmerksamkeit darauf zu richten, was sein soll und nicht darauf, was war. Der Transfer von Objekten und die restriktive Kontrolle von Geschichtsinterpretationen durch einige Gruppen wird die gegenwärtigen Probleme nicht lösen: Dies überschattet die Probleme und lenkt von der Suche nach Lösungen ab.« (289)

Die identitäre Neuschreibung von Geschichte habe klare Grenzen: »Wenn Geschichte nur von den Opfern geschrieben werden kann, oder wenn sie neu geschrieben wird, damit diese sich besser fühlen, wird es keine Geschichte sein. [...] Außerdem, wo würden solche Aktionen enden? Und wer ent-

scheidet?» Geschichte sei lang und unordentlich. »It is always more complicated than the goodies versus the baddies.« (287) In der Vergangenheit wurde stets Unrecht begangen, aber dieses könne nicht ‚repariert‘, sondern nur studiert und verstanden werden. Die Fixiertheit auf Museen und ihre ‚Beute‘ habe zur Folge, dass wir uns nicht »mit den tiefer liegenden Kräften von Krieg, Kolonialisierung und Imperialismus befassen.« (289)

Auch würden durch die Betrachtung der Objekte unter den Aspekten der Tragik und der Schuld deren ursprüngliche Bedeutungen und Zwecke nicht mehr wahrgenommen. »Dies behindert unsere Wertschätzung der Artefakte: was diese für ihre Hersteller und Besitzer bedeuteten, und was sie über den Moment ihrer Entstehung sagen.« (289)

»Burying Knowledge. The Fate of Human Remains« (290)

Als US-amerikanische Anthropologen, Archäologen und Museen in den 1980er-Jahren erstmals die Rückführung von Skeletten, Schädeln etc. diskutierten und erste Projekte inszeniert wurden, »zeigten die meisten Stämme nur minimales Interesse und die Museen hatten einen schweren Job, die Communities dafür zu interessieren.« (312) Barbara Isaac, Kuratorin des Peabody Museums, dokumentierte, dass »von 117 an Stämme versandte Schreiben 80 unbeantwortet blieben. Unter denen die antworteten, waren 12 der Meinung, dass sie nicht bereit seien, aktiv zu werden. Letztendlich konnte das Museum mit drei Stämmen Konsultationen zur Repatriierung beginnen.« (313)

Die geringe Begeisterung der Native Americans entsprach zwar nicht dem Aktivismus der Museumsmitarbeiter, aber sie schafften es trotzdem, ihr Thema zu etablieren. »Human remains« würden »eine geheiligte Authentizität suggerieren« (309) und seien, schreibt Jenkins, zu Symbolen eines Schadens geworden, von dem geglaubt würde, dass Museen diesen verursacht hätten. (317) Die Anthropologin Katherine Verdery habe eine Reihe von Gründen genannt, warum »Human remains« als Symbole so geeignet seien. Sie seien konkret, trotzdem vielfältig, hätten keine eindeutige Bedeutung und seien offen für die verschiedensten Interpretationen. (309) Diese Mehrdeutigkeit sei für diejenigen hilfreich, welche sie als Symbole nutzen, da sie manipuliert werden können. Zudem haben tote Körper und deren Bestandteile einen weiteren großen Vorteil, sie reden nicht mehr: »Es können ihnen Worte in den Mund gelegt werden.« (309)

In den USA trat 1990 ein Gesetz in Kraft, das Native American Graves Protection and Repatriation Act (NAGPRA). In den folgenden Jahren erwies sich ein komplexes Problem als unlösbar: »das Schicksal der Überreste, die nicht einem der staatlich anerkannten Stämme zugeordnet werden konnten.« (305) Laut den Archäologen/Anthropologinnen Chip Colwell-Chanthaphonh, Rachel Maxson und Jami Powell handelte es sich immerhin um die Überreste von mehr als 115.000 Individuen und um fast eine Million Grabbeigaben: »[They] have sat on museum shelves in legal purgatory.« (305) Fegefeuer ist ein sehr emotionales Wort und die Wahl zeige, schreibt Jenkins, die Haltung der Anthropologen: die Selbstverpflichtung zum proaktiven Handeln. So kamen die Mitarbeiter zu dem Ergebnis, dass sie die ethische Pflicht hätten das Schicksal dieser Überreste aufzuklären, auch wenn es dafür keine gesetzliche Verpflichtung gäbe. (305) Sie verbrachten, finanziert durch mehrere staatliche Stipendien, drei Jahre damit, die nicht zugeordneten Überreste in Museumssammlungen zu sortieren, und versuchten Stämme ausfindig zu machen, die irgendwie mit diesen verbunden sein könnten und ihnen dankbar die Stücke abnehmen würden. Zur Aufklärung wurden auch mündliche Überlieferungen und Stammeslegenden einbezogen. Diese sind nicht unbedingt zuverlässiger als wissenschaftliche Methoden und können also nicht ohne weiteres als Herkunftsnachweis dienen. Aber es gebe, meint Jenkins noch weitere Probleme. »Die Repatriierungsansprüche basieren auf Ideen biologischer und kultureller Abstammung, die annehmen, dass wir eine Gruppe mit der anderen biologisch oder kulturell verbinden könnten. Aber menschliche Populationen sind über die Zeit nicht so miteinander verbunden; sie sind flüssiger als es diese Strukturen erlauben würden. Die Vorstellung von stabilen Gruppen und kultureller Kontinuität über mehrere hundert Jahre oder gar Tausende von Jahren ist nicht stichhaltig.« (305)

Die Anthropologin Elizabeth Weiss dokumentierte die Kosten, welche die Auswirkungen von NAGPRA auf ihre Arbeit hatten. Es würden nun große Summen dafür ausgegeben um festzustellen, was sich in Museen befände und abgegeben werden könnte. Dieses Geld fehle für Neuerwerbungen, Veränderungen in den Ausstellungen, Vermittlung und Führungen etc. Und die Archäologin Amy Dansie stellte fest, dass zehntausende Stunden ihres Lebens in den letzten neun Jahren verschwendet wurden: »NAGPRA work is sucking day after day, year after year, out of our careers.« (308) Der erschreckendste Aspekt von »repat-

riation and reburial« sei laut Elisabeth Weis: »*the loss of scientific freedom.*« (308)

Einige Museumsdirektoren und -kuratoren scheinen ihre Besucher nicht mehr verstehen zu wollen. So ließ der damalige Direktor des Manchester Museums, Nick Merriman, im Jahr 2010 einige Vitrinen ägyptischer Mumien abdecken und stellte der Öffentlichkeit die Frage: »*Welches ist die respektvollste und angemessenste Art diese auszustellen?*« (317) Die Empörung der Besucher führte dazu, dass das Museum nach wenigen Monaten die Mumien wieder unverhüllt zeigte. Der Kurator des Petrice Museums of Egyptian Archaeology in London, Hugh Kilmister, untersuchte in einer Studie, ob die Museen in der Frage von »Human remains« übermäßig sensibel agierten. (317) Seine Interviews mit Besuchern ergaben, dass 82,5 % der Meinung waren, dass den Museen erlaubt sein sollte, menschliche Überreste auszustellen in »*wie auch immer sie es für angebracht hielten.*« (318) Trotz des Interesses und des Vertrauens der Öffentlichkeit sei Kilmister zu folgendem Ergebnis gekommen: »*die Ausstellung von und der Umgang mit menschlichen Überresten mussten sich ändern.*« (318)

»Concluding Thoughts« (319)

»*Weil Museen ein guter Ort sind, um interessante historische Objekte zu präsentieren und zu verstehen.*« (324)

Es sei aus dem Blickfeld geraten, schreibt Jenkins, was Museen können, während gleichzeitig explizit erwartet werde, dass sie mehr leisten, als ihnen möglich sei. Das Repatriierungsproblem sei nicht einfach nur ein Argument: »*Im Kern betrifft es die Idee was ein Museum ist und wofür es da ist.*« (322) Besonders in den vergangenen 40 oder 50 Jahren seien die Museen auf destruktive Art und Weise herausgefordert worden: »*Sie wurden sowohl als Ursache wie auch als Lösung aller Art sozialer Krankheiten präsentiert.*« (322) Dies habe zu einer grundlegenden Krise der Autorität von Museen geführt, während gleichzeitig eine Politisierung von Kultur stattgefunden habe. »*Das Museum wird nicht mehr als ein neutraler sondern als ein bedrohlicher Raum betrachtet. [...] Die mehr und mehr ernst genommenen, lauter werdenden Anschuldigungen über Fehlverhalten in der Vergangenheit und Forderungen, dass Artefakte einer Gruppe und nicht einer anderen gehören, führten dazu, dass wir immer weniger über die Objekte hören, die ja eigentlich im Zentrum der Auseinandersetzung stehen, und über die Menschen, welche diese schufen und gebrauchten.*« (322)

Die gegenwärtige Beschäftigung mit »grubby stories«

sei so stark geworden, dass diese »*sowohl eine Bedrohung für die Institution Museum darstellen, als auch für unser Verständnis vergangener Zivilisationen.*« (323) Bei diesen Schmuttelgeschichten handele es sich um die Frage, wie Artefakte dorthin gelangten, wo sie sich heute befinden, um die Idee, dass nur bestimmte Kulturen mit ‚ihren‘ Artefakten verbunden seien, sowie um den Glauben, dass sich durch die Rückführung von Objekten die schädliche Wirkung des Imperialismus reparieren oder heutige Konflikte beeinflussen ließen. »*Politische Herausforderungen können nicht durch die Manipulation von Objekten überwunden werden. Derartige Versuche sind naiv und werden eine schädliche Wirkung auf unser Verständnis und unsere Wertschätzung von Kultur und Geschichte haben.*« (323)

Jenkins schreibt, dass »*wir uns von einem Verständnis kultureller Institutionen – und der Vergangenheit – [...] abwenden müssen, das unsere sehr realen heutigen Probleme lösen möchte, weil Museen, Objekte und Geschichte hierfür nicht geeignet sind. Ich würde lieber die Kämpfe für eine bessere Gegenwart und Zukunft außerhalb der Museen sehen, mit realistischeren Erwartungen hinsichtlich der Schätze der Vergangenheit und der Museen, in denen sie sich befinden.*« (324)

Es gebe in den Museen so vieles, was unsere Neugier wecken könne, »*aber zu viele haben den Blick für den simplen Zweck von Museen verloren, zu erforschen und auszustellen, was uns Artefakte über die vergangenen Zivilisationen erzählen können, um andere Völker, ihr Leben und ihre Schöpfungen zu verstehen. Die Zukunft für Museen sollte eine sein, welche Objekte, Forschung und die allgemeine Öffentlichkeit ins Zentrum stellt.*« (323)

»*The mission of museums should be to acquire, conserve, research, and display the collections to all. That is all and that is enough. At present, the debate over objects and museums is too much about us, what culture could do for you and me today. It is not enough about them and then. The object should be at the centre of the museum, not you and me. The questions that should be at the heart of the museums are these: who came before us; how did they live; what did they believe, what did they make, how did they make it; and what did these treasures mean?*« (324)